

## Vor dem Sturm

Schweden sorgt sich ob der eigenen Strategie

Es hat schon seine Wirkung, wie un-aufgeregter dieser Mann bei allen Auftritten beteuert, den schwedischen Kurs zur Bewältigung der Corona-Epidemie weiterhin für richtig zu halten. Anders Tegnell, Epidemiologe der Volksgesundheitsbehörde, trat auch jetzt wieder vor die Kameras, um Schwedens Strategie zu erläutern, die kein Laissez-faire ist, wie manche vermuten – es gab auch diese Woche neue Verhaltensrichtlinien, und Besuche in Altenheimen wurden verboten –, aber eben eine andere ist als im übrigen Europa bis hin zu den nordischen Nachbarn. Die Kitas und Schulen bis zur neunten Klasse sind weiterhin geöffnet und auch Skigebiete, Ischgl zum Trotz. Die Strategie erinnert Astrid-Lindgren-Leser an die Vorgaben der Mutter von Michel aus Lönneberga für die Zubereitung von Fleischklößchen: Nicht zu klein, nicht zu groß, nicht zu blass, nicht zu dunkel sollen sie sein. Sondern eben genau richtig.

Aber was ist genau richtig? Die Sorgenfalten werden auch in Schweden tiefer. Man fragt sich besorgt, weshalb die steigende Zahl der Toten im Vergleich zur Bevölkerungsgröße höher als etwa in Norwegen, Dänemark und Finnland ist. Die Länder befanden sich in verschiedenen Phasen, so Tegnell's Antwort, und die Unterschiede hingen auch mit den bislang infizierten Altersgruppen zusammen. Die statistischen Kurven für Schweden („langsam, aber sicher aufwärts“) liest der Wissenschaftler indes als Bestätigung für den bislang eingeschlagenen Kurs.

Gleichzeitig wird der Name des Stockholmer ARD-Korrespondenten gerade durch sämtliche schwedischen Medien getragen. Christian Stichler hatte bei den Pressekonferenzen der vergangenen Tage immer aufs Neue die Frage gestellt, weshalb Schweden an seinem Sonderkurs festhalte und etwa die Schulen nicht schließe. „Wer ist der Deutsche, der Tegnell in die Enge treibt?“, fragt „Dagens Nyheter“, und auch andere Zeitungen und Sveriges Radio berichten über ihn. Es ist der journalistische Versuch, dem Kopfschütteln im Ausland, das es gerade in den letzten Tagen vermehrt gab und in Schweden durchaus zur Kenntnis genommen wurde, ein Gesicht zu geben. Wobei auch die Schweden über die eigene Strategie mancherorts den Kopf schütteln. „Nichts deutet darauf hin, dass Schweden die Verbreitung des Virus unter Kontrolle hat“, kritisierte schon Mitte März „Dagens Nyheter“-Chefredakteur Peter Wolodarski, auch Wissenschaftler äußerten Bedenken in Artikeln und einem offenen Brief.

Mit solchen Einwürfen machte man sich in Schweden noch bis vor kurzem keine Freunde, was nicht nur mit kulturellen Eigenarten wie der Konsensorientierung zu tun haben dürfte, sondern auch mit der Extremsituation, in der die staatsgläubigen Schweden ihrem „Staatsepidemiologen“ vertrauen. Umfragen zufolge steht immer noch die Mehrheit hinter dem schwedischen Corona-Weg, der so weit wie möglich auf Vernunft und Einsicht setzt, auf Ratschläge und Ermahnungen, auf Maßnahmen, die auch langfristig durchzuhalten sind; man vertraut auf den schwedischen Gemeinsinn.

Die Skepsis aber wächst in dem Maße, in dem die Fallzahlen und Berichte über die Grenzen des schwedischen Gesundheitssystems zunehmen. Man merkt es etwa daran, dass inzwischen, kurz vor den Osterferien, auch Umfragen zur Abriegelung des Corona-Herdes Stockholm durchgeführt werden, was 31 Prozent der Schweden bejahen, oder die Schließung der Skiorte thematisiert wird, wofür sich 53 Prozent aussprechen. Und man merkt es am strengen Ton, in dem Premierminister Stefan Löfven am Mittwoch in den Abendnachrichten interviewt wurde. Hartnäckig erinnerte ihn die Journalistin daran, wer am Ende die Entscheidungen zu verantworten hat. Die ausländische Kritik an seinem Kurs kommentierte Löfven mit dem Verweis darauf, dass die Reaktionen anderer Länder nicht durchweg negativ seien, sondern auch neugierig. Ziel sei es, das Tempo der Entwicklung zu drosseln und zugleich die Gesellschaft und die Wirtschaft im Blick zu behalten: „Glaubt nicht, dass das in einigen Wochen vorbei wäre. Das wird Zeit brauchen, Monate.“ Düster klang der Premier und sehr ernst.

Nur Stunden später sagte Anders Tegnell bei der nächsten Pressekonferenz, dass die Situation inzwischen „ein neues Niveau“ erreicht habe. In Stockholm, zumal bei den Älteren, zieht langsam die Furcht ein. Und man fragt sich, ob es reicht, wenn alle an Ostern freiwillig zu Hause bleiben. MATTHIAS HANNEMANN



Thomas Struths „Crosby Street, Soho, New York“, aufgenommen 1978

Foto Thomas Struth

*Sie haben jahrzehntelang menschenleere Städte fotografiert, nun sehen wir täglich Bilder leerer Straßen und Plätze. Wer Ihr Werk kennt, denkt unweigerlich an die Verlassenheit in Ihren „Unconscious Places“.*

Die gegenwärtige Situation hat allerdings mit meiner damaligen Motivation nichts zu tun. Jemand hat in meinen Bildern Ende der achtziger Jahre einmal so etwas wie „die Welt nach der Neutronenbombe“ gesehen. Schrecklich.

*Das mag neben der Spur liegen, sieht aber doch die enorme Intensität, die von Ihren Bildern ausgeht.*

Ja, das stimmt. Rückblickend wird man später vielleicht fragen können, ob jemand die Architektur, die wir gebaut haben, unter den jetzigen Bedingungen anders wahrgenommen hat als sonst. Mich hat schon immer interessiert, Architektur als Antlitz zu verstehen, abgesehen von der Zuweisung der üblichen Verdächtigen – Bauherren, Architekten, Planer, Baufirmen. Mir ging es darum, das kollektive Unbewusste des städtischen Raums darzustellen. Das wird in den Bildern nur sichtbar durch die Abwesenheit von Menschen. Sie sind ja durch die Ausstrahlung der Architektur unvermeidbar mit eingebettet. Ich würde im Hinblick auf die heutige Situation eher eine Parallele sehen zu der Stille in meinen Bildern. Nach der Überhitzung und Zuspitzung im privaten und globalen Leben, wovon vieles doch Ablenkungsmanöver ist, kann ich als Idealist das jetzt erzwungene Innehalten willkommen heißen, als eine Möglichkeit, Dinge anders wahrzunehmen.

*Sie waren 1978 in New York, dort ist eine Ihrer bekanntesten Arbeiten entstanden: „Crosby Street“, eine düstere Straßenschlucht mit dreckigem Schnee, könnte ein Still aus einem Gangsterfilm sein. Das Bild ist eher untypisch für Ihre „Unconscious Places“, oder? Stört es Sie eigentlich, dass gerade dieses Foto so prominent geworden ist?*

Nein, das ist so ähnlich wie mit meinem Bild vom Pantheon. Ich finde, es gibt komplexere Bilder von mir, aber wenn sich Leute einmal auf bestimmte Werke geeinigt haben, folgen alle dem Sog. Das gibt es auf allen Gebieten der Kunst. Bei „Crosby Street“ war es ein Glücksfall, dass ein Fleetwood Continental, glaube ich, vielleicht war es auch ein Buick, an der nächsten Kreuzung stand, ein klassisches Gangsterauto jedenfalls, und etwas weiter ein gewöhnliches Postauto, das genaue Gegenteil, und hinter den schmut-

## Italien im Sinn

Zum Tod des ungarischen Dirigenten Zoltán Peskó

Emigration hat die Geschichte Ungarns bis heute geprägt, wobei für die Auswanderung nicht immer scharf zwischen politischen, ökonomischen oder sozialen Beweggründen unterschieden werden konnte. Oft war es die buchstäbliche Enge, die vor allem Künstler dazu brachte, ihrem kleinen, zentralistisch organi-

## Nehmen wir nun anders wahr?

Was sein Familienporträt der Queen und das Foto einer New Yorker Straße voll dreckigem Schnee miteinander zu tun haben: Ein Gespräch mit Thomas Struth.

zigen Schneehaufen der einzige Bau von Louis Sullivan in Manhattan, was ich damals nicht wusste. Es war an einem Sonntagmorgen gegen neun. Ich lebte dort für einige Wochen im Loft von Bernd und Hilla Becher und habe auf ihren Sohn aufgepasst.

*Alfred Döblin hat in Bezug auf August Sander von „Soziologie ohne Text“ gesprochen. Können Sie damit in Bezug auf Ihr Werk etwas anfangen?*

Schon, aber wenn man die vier Bereiche Politik, Psychologie, Soziologie und Philosophie nimmt, dann finde ich Soziologie wegen ihrer großen Nähe zur Statistik am wenigsten aufschlussreich für mich. Ein Bewusstsein für psychologische Zusammenhänge zu entwickeln halte ich für wichtig, um das eigene Sein und das Verhalten von Gruppen zu verstehen. Das Unbewusste unserer Generationen wurde in der Nachkriegszeit ja sehr stark geprägt von den Taten, Konsequenzen, den Erfahrungen und Verdrängungen unserer Elterngeneration. Psychologie spielt aber auch in der heutigen Politik eine große Rolle. Den Titel „Unbewusste Orte“ für die Architekturbilder habe ich gewählt, um Missverständnissen vorzubeugen und klarzustellen, dass es mir nicht per se um Städtebau oder Baustile geht.

*Thema Psychologie – Sie fotografieren seit langem auch Familien. Auch ein Thema, das in Zeiten von Social Distancing plötzlich auf eigene Weise aktuell ist. Was bedeutet Familie im Moment für Sie persönlich?*

Dass wir hier jetzt zu dritt, meine Frau, unser Sohn und ich, zusammen sind unter den jetzigen Herausforderungen der räum-

lichen und sozialen Einschränkungen, morgens spazieren gehen, dann Frühstück, Homeschooling, Kochen und so weiter.

*Was reizt Sie am Familienporträt?*

Die Möglichkeit, mich an einer epischen Geschichte, die ja jeder Familiengeschichte innewohnt, in einer vorübergehenden Momentaufnahme zu versuchen. Ich fotografiere ja keine berühmten Leute, unter deren Bild sich gleich Assoziationen mit dem Werk mischen, wie bei Cartier-Bresson ...

... aber Gerhard Richter ...

... ja, oder die Queen, aber das sind Ausnahmen. Was mich an Familie interessiert, sind Beziehungen. Ich mache die Bilder nach bestimmten einfachen Regeln. Wir verabreden uns, ich baue da auf, wo genügend Licht in der häuslichen Umgebung ist und es für die Beteiligten nach Absprache passt. Die Familienmitglieder können sich danach aufstellen, wie sie möchten. Dadurch passiert in der Regel etwas, was stimmt, etwas Unvermeidbares. Es gibt drei Dinge, die sich niemand aussuchen kann: wo man geboren wird, von wem und wann. Das verbindet uns alle. Wenn die Betrachter sich meine Porträts anderer Familien ansehen, bringen sie ja ihre eigene Familie sozusagen unweigerlich mit.

*Der Konflikt ist darin interessanter als Harmonie?*

Ja, schon. Meine erste Wahrnehmung von Fotografie kam von den Fotoalben, die es von unserer Familie zu Hause gab. Darunter gab es ein schwarzledernes Kriegsalbum mit einem silbernen geprägten Stahlhelm auf dem Deckel, mit schwarzen, kartonartigen Blättern und

lauter eingeklebten Schwarzweißfotos unseres Vaters im Krieg. Erschöpft an der Front in Frankreich irgendwo auf dem Feld liegend, mit Fahrrädern und Gewehren oder im Fronturlaub im Fotostudio in Kleve. Das war unheimlich, seltsam und traurig. Es passte eben nicht alles auf den Bildern zu dem, was unser Vater erzählt hat. Da drängten sich Fragen auf, an unsere Eltern, aber auch, wie es kommt, dass Fotografien Wahrheit beinhalten können.

*Welche Fragen?*

Über das Verhältnis zwischen Tatsachen, Deutungen und Emotionen. Fragen nach den Ursachen von Einsamkeit. Wie Familie eigentlich funktioniert. Ob man sich vorstellen kann, eine eigene Familie zu haben. Ich habe in den Achtzigern den Psychoanalytiker Ingo Hartmann kennengelernt, der Familienfotos neuer Patienten für ein besseres Verständnis ihres Familienlebens zu Rate zog. Er wollte diese Bilder ausstellen. Dabei habe ich ihm geholfen, was für mich eine sehr aufschlussreiche Erfahrung war in Bezug darauf, was Fotografie darzustellen vermag.

*So kamen Sie zu Ihren Familienporträts?*

Nicht gleich und bewusst. Aber wenige Jahre später war ich kurz hintereinander bei einer japanischen und einer schottischen Familie zu Gast. Zum Dank machte ich von beiden Familien ein Porträt. Die Bilder der beiden Familien in ihrer Gegenüberstellung zu sehen war sehr spannend. Mir war sofort klar, dass das verwandt war mit dem, was mich dazu bewegt hatte, Straßen zu fotografieren.

*Die „Unbewussten Orte“ sind ja seit längerem abgeschlossen.*

Eigentlich schon. Die letzten Bilder habe ich 2005 in St. Petersburg und 2009 in Hebron gemacht. Aber meine Frau sagt immer, wir sollten eine Rundreise durch Osteuropa, zum Beispiel Bulgarien oder Rumänien, machen, weil sie neugierig auf diese Länder ist und ich dort Straßen fotografieren könnte, aber irgendwie zieht es mich künstlerisch woanders hin, ich weiß es selbst noch nicht. Mich selbst nachzumachen kommt für mich nicht in Frage. Mit meinen Familienporträts ist es schwieriger geworden, seitdem sie mehr Öffentlichkeit genießen und die Beteiligten sich weniger einfach in der Aufnahmesituation fallenlassen. Aber ich versuche es trotzdem immer wieder.

Das Gespräch führte Georg Imdahl.



## Jarmans Garten

Von Verena Lueken

Am Anfang ist Schönheit. Blumen, das Meer, der offene Himmel, die Küste von Kent, wo Derek Jarman, der Künstler, Maler, Filmemacher und Autor, in Dungeness ein kleines schwarzes Haus mit gelben Fensterrahmen und einem Stück Land herum gekauft hatte. Das Land, kiesbedeckt, verwandelte er in einen Garten. Im salzigen Wind der Küste, der Sonne ausgesetzt und mit Blick aufs örtliche Atomkraftwerk, wuchsen Kornblumen und Lichtnelken, Stechginster, Heiligenkraut und Meerkraut und Goldmohn, tiefblau die einen, strahlend gelb oder leuchtend rot die anderen. Dazwischen Feuersteine, Treibholz, Metallketten, gefundene Objekte. Haus und Garten, 1986 erworben, wurden berühmt, auch weil Jarman den Film „The Garden“ dort drehte, der in Schönheit beginnt, aber schließlich doch von etwas anderem und mehr erzählt als nur vom Schönen in der Natur. Jarman träumte diesen Film, während er ihn drehte, und verwandelte dabei den Garten erst ins Paradies im Zeitpunkt der Erbsünde und dann in den Garten Gethsemane. Er wusste damals bereits von seiner HIV-Infektion, und das Haus in Dungeness, das „Prospect Cottage“ hieß, war der Ort, an dem er allein oder mit seinem Lebensgefährten Keith Collins lebte. „The Garden“ ist das seltene Beispiel (wenn nicht die Erfindung) des autobiographischen Films, ein bewegtes Selbstbildnis im wörtlichen Sinn, denn nicht ein anderer (wie bei Cocteau), sondern Jarman selbst spielt den, der er ist und zeigt. Als er 1994 starb, pflegte Keith Collins den Garten weiter. Der war längst zur Wallfahrtsstätte geworden, nicht nur für internationale Popstars wie David Bowie. Keith Collins sorgte dafür, dass nichts dort wuchs, was Jarman nicht gepflanzt oder er selbst getreu ersetzt hatte, dass kein rostiges Teil liegenblieb, das fehlgeleitete Fans hinterlassen hatten, und er pflegte, was im Haus selbst war, Bilder, Schriften, Dokumente. 2018 starb auch Collins. Jetzt sollten Haus und Garten verkauft werden. Doch innerhalb von nur zehn Wochen kamen durch Spenden 3,5 Millionen Pfund zusammen, die es dem britischen Art Fund nun ermöglichen, das Ensemble zu erwerben und für die Öffentlichkeit zugänglich zu halten. Eine erstaunliche Summe in erstaunlich kurzer Zeit. Geholfen haben alle Weggefährtinnen wie Tilda Swinton und Sandy Powell, eine Kostümbildnerin, die kürzlich während der Preissaison zu Verleihungen und Partys im weißen Anzug ging, auf dem Hollywoodstars ihre Autogramme hinterließen und der bei seiner Versteigerung 16 000 Pfund erlöste. Und es half eine große Zahl von Einzelspenden, nicht nur von Stars. Dabei war Derek Jarman alles andere als ein Publikumsliebhaber. Er provozierte, er eckte an, er forderte heraus, seine Sexualität wurde als widernatürlich und gefährlich angesehen, seine Filme galten als obszön, seine religiösen Bezüge als blasphemisch. Jetzt wird sein Nachlass an Notiz- und Skizzenbüchern, Briefen, Zeichnungen und Fotografien als Dauerleihgabe ins Tate Archive überführt. Das ist ein Triumph der Öffentlichkeit über das Private, der Kunst über den Profit, ein Triumph des Außenseiters und Ausgegrenzten. Ein Triumph letztlich des Schönen, das in der Einsamkeit geschaffen und so lange erhalten wurde, bis Tausende begriffen, was es wert ist.

## München ist still

Die Bayerische Staatsoper in München hat die vorübergehende Betriebschließung bekanntgegeben. Marina Abramovićs Opernprojekt „7 Deaths of Maria Callas“, das am Karsamstag als Livestream hätte Premiere haben sollen, wird auf einen späteren Zeitpunkt verlegt. Die Beteiligung von Orchester und Bühnencrew sei wegen der Infektionsgefahr durch das Coronavirus nicht verantwortbar. Auch die live im Internet übertragenen Montagskonzerte würden nicht fortgesetzt. In einer Stellungnahme entschuldigte sich der Intendant Nikolaus Bachler für seine Wortwahl gegenüber innerbetrieblichen Kritikern der Fortsetzung der Proben. Er hatte sie als „Blockwarte“ bezeichnet und damit öffentliche Entrüstung ausgelöst (F.A.Z. vom 1. April).

jbm.

WOLFGANG SANDNER